

Drittes Fanny-Wort

Druckverband, Unterstand,
Hausverbot, Morgenrot.
Noch ein Wort.

Hausverbot

Eine wahre Geschichte.

Einmal hatte ich Hausverbaut. Das ist lange her, sehr lange, über fünfzig Jahre, und das reicht noch nicht einmal. Zehn Prozent muss ich noch zulegen, 55 Jahre, das kommt hin. Damals fast 15, heute fast siebzig.

Was waren wir doch für kleine Gauner, damals in diesem unserem zarten Alter ...

Es war die Zeit der Beatles und beginnend auch der Rolling Stones. Es gab Fans von beiden Gruppen, jeder argumentierte, wieso seine Stars die besseren seien. Neuveröffentlichungen von beiden erregten uns aufs Äußerste. Und Stars waren auch die paar Jungs in der Klasse, die auf der Gitarre die Songs sehr schnell nachspielen konnten.

Eines hatten die beiden Lager gemeinsam. Das war die Kleidung. Heute würden wir sie als *cool* bezeichnen, damals hieß sie *lässig*. Schuhe waren noch nicht so wichtig, aber die schwarzen Cordhosen, enganliegend und mit Schlag – so weit wie möglich, dazu ein schwarzer Rollkragenpulli und darüber ein langer, grauer Mantel mit Fischgrätenmuster. Und ein schwarzer Schal gehörte dazu. Der musste so lang sein, dass er, um den Hals geschlungen, vorne und hinten nur ein paar Zentimeter über dem Boden stand.

Ein ganz wichtiges Utensil war ein langer, schmaler, schwarzer Regenschirm, den man auch als Spazierstock benutzen konnte. Ganz extrem *lässig* war es, sich damit auf eine Rolltreppe zu stellen, den rechten Arm auf das Laufband gestreckt, den Schirm neben sich mit der Linken aufgestützt. Und wenn die Rolltreppe oben ankam und ein Stück geradeaus weiterlief, veränderte man seine Position um keinen Millimeter. Das führte dazu, dass der Oberkörper sich schräg nach vorne neigte, und der schlanke Schirm betonte noch diese Linie. Dabei machte man ein unberührtes Gesicht, als wäre diese Haltung die normalste auf der Welt – die man erst aufgab, wenn das Band die Kurve nach unten und zurück nahm.

Trotz der scheinbaren Starre schaute man natürlich in die Umgebung, ob man mit dieser Akrobatik auch Eindruck schinden konnte und freute sich, wenn die Alten verständnislos den Kopf schüttelten.

Fast alles von dieser Kluft hatte ich. Wir waren quasi uniformiert, sahen aber die Kleidung nicht als Uniform an, sondern als unseren, jugendlichen individuellen Ausdruck. Heute wäre der Begriff *Outfit* angebracht.

Wie gesagt, fast alles hatte ich. Schwierig war die Cordhose gewesen. Für meine Eltern kam eine hautenge nicht in Frage. Ich wuchs ja noch. Neuanschaffungen hatten zwei Nummern zu groß zu sein, damit sie etwas länger hielten. Doch waren sie erst einmal gekauft, kümmerte sich meine Mutter nicht mehr groß darum. Die Bedienung ihrer Tretnähmaschine hatte ich mir längst angeeignet. Also nähte ich mir die Hosen in einem unbeobachteten Moment so eng wie möglich und fand damit tatsächlich die volle Anerkennung meiner Kumpels.

Doch was mir fehlte, das war der Schirm. Und es fehlte mir auch das Geld für ein solches Utensil. Meine Eltern brauchte ich gar nicht danach fragen, sie hätten mich für verrückt erklärt. Hatten wir doch schließlich genügend beige Spießer-Schirme zu Hause herumliegen.

Nun hatte sich in dieser Zeit eine Art Sport unter uns Jungen breitgemacht. Das waren Ladendiebstähle. Überall ließen wir etwas mitgehen: Kulis, kleine Bälle, handliche Spielzeuge, mal ein Buch. Auf einer Klassenfahrt raubten wir beinahe einen Souvenirladen leer. Hinterher verglichen wir die Beute und der Größte war der, der den schärfsten und teuersten Artikel eingeheimst hatte. Ich hatte es schon zu einer gewissen Meisterschaft gebracht, und der Erfolg ließ mich immer tollkühner werden.

Die Frage *Woher nehmen, wenn nicht stehlen*, erübrigte sich, das Motto war eher: *Warum nicht stehlen, wenn Kauf unmöglich*.

Eines Tages fuhr ich also nach Frankfurt in den Kaufhof, zusammen mit meinem Freund Henry. Wir betraten das Kaufhaus mit dem festen Vorsatz, es nicht ohne zwei Schirme zu verlassen. Zunächst führten wir noch einige Übungsdiebstähle durch und behielten unauffällig die Umgebung im Auge. Die Existenz von Kaufhausdetektiven war uns voll bewusst. Wir kamen zwar vom Land, waren aber keine Landeier. Keine verdächtigen Gestalten waren zu sehen, also näherten wir uns der Schirmabteilung.

Hier waren sie, dutzendweise diese eleganten Regenschützer, das Ziel aller Wünsche und Begierden. Einfach nehmen konnte man sie, die Hülle abziehen, aufspannen, zuspannen, die Hülle wieder überziehen. Schlendernd probierten wir die Schirme aus, so wie wenn man neue Schuhe ausprobiert. Wie lag der Griff in der Hand, wie ließen sie sich schwingen, was machten sie für ein tockendes Geräusch, wenn man die Edelstahlspitze aufsetzte?

Immer wieder vorsichtiges Umherblicken. Ja, die Luft war rein. Das Preisschild fiel irgendwann wie von selbst ab – und dann entfernten Henry und ich uns aus der Schirmabteilung, wanderten scheinheilig und um mögliche Bedachter abzulenken äußerst lässig durch die Gänge, vorgaukelnd, die Schirme seien längst unser rechtmäßiges Eigentum. Wir fuhren auch die Rolltreppen hoch, demonstrierten unsere Neigetechnik und wanderten dann unbeschwert auf den Ausgang zu.

Henry war schon draußen, doch kurz vor der Freiheit spürte ich eine schwere Hand auf der linken Schulter. Diese Hand packte mich anschließend am Oberarm, und es fühlte sich an, als wäre der im Schraubstock eingespannt. Ich drehte mich herum und blickte in das finstere, Gesicht eines bulligen Mannes. Wortlos zog er mich in ein Zimmerchen und mir war klar: Ich hatte verloren.

Es kam ein peinliches Verhör durch einen Abteilungsleiter. Meine Personalien musste ich angeben, die wurden mit dem Schülerschein abgeglichen. Der Leiter blätterte danach in einem Karteikasten herum. Der bullige Kerl unterband jeden Gedanken an Flucht. Ich stellte mich ein bisschen bockig, musste sämtliche Taschen leeren und wurde danach noch abgetastet. Nach der ganzen Prozedur bekam ich das Hausverbot. Nie mehr wieder durfte ich den Kaufhof betreten. Ich weiß nicht, ob es vielleicht heute noch gilt. Die Besitzverhältnisse haben inzwischen ein paarmal gewechselt, und in die Galeria Kaufhof traue ich mich natürlich längst hinein.

Doch damals war die Angelegenheit noch nicht erledigt. Der Abteilungsleiter sagte mir, die Polizei würden sie nicht informieren, es wäre ja meine erste Tat gewesen. Da fiel mir schon mal ein Felsbrocken vom Herzen. Im Übrigen hätte uns der Detektiv quasi schon in Augenschein genommen, als wir durch die Eingangstür kamen. Der hätte ein Gespür für Leute mit Klauabsichten. Doch der Vortrag ging noch weiter. Meine Eltern würde er auf jeden Fall informieren, die sollten ihrem Sprössling ein wenig Nachhilfe über die Eigentumsverhältnisse in Deutschland geben. Den Namen meines Vaters musste ich angeben. Nun hatte ich doch wieder einen Stein auf dem Herzen liegen. Das würde schlimm werden. Der eiskalte Blick, die Einschätzung meines Vaters, der in mir den kommenden Großganoven sehen würde, die waren schlimmer als die Senge, die auf jeden Fall auch zu erwarten waren.

Nun begann eine aufregende Zeit. Zum Glück war ich es, der nach der Schule meistens die Post aus dem Briefkasten nahm. Von diesem Tag an machte ich das sehr, sehr regelmäßig. Zwei Wochen passierte nichts, und ich wollte schon Hoffnung schöpfen, dass der Kelch an mir vorüber gehen könnte.

Doch er ging es nicht. Eines Tages lag er drin, im Briefkasten. Ein Umschlag des Kaufhofs aus Frankfurt. Diesen unterschlug ich und öffnete ihn heimlich in meinem Zimmer. Da hatte ich die Bescherung: Ganz klar, schnörkel- und umstandslos wurde mitgeteilt, dass ich des Kaufhausdiebstahls überführt worden war. Die Waren, die ich unberechtigt an mich genommen hatte, waren einzeln aufgeführt. Der Brief schloss mit dem fatalen Satz, dass sich meine Erziehungsberechtigten innerhalb eines Monats beim Abteilungsleiter einzufinden hätten.

Da hatte ich also die Bescherung. Ich grübelte herum und überlegte, wie ich wenigstens etwas Aufschub erreichen könnte. Nochmals fuhr ich nach Frankfurt, betrat trotz des Hausverbots den Kaufhof und fragte mich nach dem besagten Abteilungsleiter durch. Ich legte ihm seinen Brief vor und behauptete, meine Eltern wären verreist und könnten den Termin nicht einhalten. Meine Tante passe zur Zeit auf mich auf, sie hätte auch den Auftrag gehabt, die Post zu öffnen und wichtige Sachen zu erledigen. Ich hätte sie gebeten, doch die Vorladung meiner Eltern zu verschieben, doch sie hätte darauf bestanden, dass ich das selbst erledigen sollte.

Meinen Eltern hätte ich den Diebstahl längst gestanden, hätte ihn längst bereut und würde das nie wieder tun. Der Abteilungsleiter wirkte nicht sehr konzentriert, schien in Eile zu sein und sagte schließlich, ich solle den Brief da hinlegen, er würde meinen Eltern einen neuen Termin schicken. Ich konnte gehen.

Und wieder kontrollierte ich über Wochen die Post. Ich kontrollierte sie monatelang. Und irgendwann kontrollierte ich sie nicht mehr. Das Schicksal hatte es gut mit mir gemeint. Eine neue Vorladung kam nicht. Nie mehr.

Mein Versprechen, nicht mehr klauen zu wollen, das hielt ich bis heute.

Nie mehr zu lügen, das hatte ich nie versprochen...